

SIMPLICISSIMUS

Ein Tor gewonnen!

(Olaf Gulbransson)



OLAF GULBRANSSON 35

Bravo! Nur so weiter! Bravo!



(W. Schulz)

Weg auf Granada / Von Werner Beendorf

Meine trägen, schwankenden Schritte wirbeln Staub auf. Er hat sich auf meine Kleidung gelegt. Der Schweiß ist geronnen und grau. Ich möchte mein Gesicht nicht sehen. Die Haare liegen in feuchten Strähnen. Mag man mich jedoch mit Ruhe einen Toren nennen, weil ich in der Mittagsglut über die öden Wege laufe — immer nach Süden —, mag man mich schelten und mir einen Hitzschlag prophezeien. — mir ist das gleich: denn ich will Granada sehen, will es eher sehen als Jan, der mehr Geld hat als ich. Er kommt von Malaga empor. Ich muß laufen, weil ich mir keine Fahrkarte kaufen kann und weil meinen Weg entlang gar keine Bahnlinie läuft. Es gibt nur schmale Wege. Die fernen Schneehöhen der Sierra Nevada zeigen mir den Weg.

Als ich heute morgen durch Inzalco kam, lehnte an einem geschmiedeten Gitter in halbem Schatten ein Bursche und rauchte eine Zigarette. Seine Kleidung war schmierig, und er hatte den Daumen der rechten Hand in der Hosentasche, die übrigen Finger davor gespreizt; seine Jacke war um die Achseln geschlungen, und auf dem Leib trug er ein rotes Hemd mit weißen Punkten. Ihn fragte ich nach dem Weg, und er sagte, ich solle immer auf die Sierra zulaufen. Dabei weiß ich nicht, was er noch hinter mir her murmelte. Vielleicht war es ein mitleidiger Seufzer. Er hatte es noch nicht erlebt, daß ein junger Mann durch Spanien läuft und Granada sucht. Er weiß ja auch nicht, warum ich das tue.

Die Sonne brennt mir auf den Kopf. Es stehen keine Bäume am Weg. Im Gelände verlieren sich einige Akazien, und hier und dort steht ein Ölbaum. Ich habe Hunger und möchte gern eine Zigarette rauchen. Aber ich habe weder etwas zu essen noch eine Zigarette zur Hand. Weit und breit zeigt sich kein Haus. Das Land ist so öde, und ich taumele. Jetzt weiß ich es bald selbst nicht mehr, warum ich immer auf den verfluchten Berg mit der Schneehaube zulaufe. Ich sehe mich nach dem Eis auf seiner Kuppe.

Am liebsten möchte ich meinen Rucksack ins Gras werfen. Aber es gibt kein Gras. Nicht einen Halm sehe ich, den ich in den Mund stecken könnte, um daran zu kauen. Immer nur dieser staubige Weg, zwei holperige Karrenspreuen — läuft unter mir gewunden durch das weilige Land, dessen Horizont überall Bergstöcke einengend. Da denke ich wieder an Granada, an die maurische Burg, die ich dort besuchen

will, nach der mein ganzes Streben zielt. Diese Burg ist für mich der Inbegriff der Schönheit, ehe ich sie gesehen habe. Und ich muß wohl heute noch in Granada sein, damit Jan mir nicht zuvorkommt. Er hat so eine dumme Art, einem das Erlebnis zu vergällen. Ich sehe ihn schon stehen, gelangweilt und lässig, wie er sagt: „Die alten Mauren verlangen immer noch Bauzuschuß, das scheint ihre einzige Erbschaft zu sein. Ich habe mir lieber etwas zu essen gekauft und die Burg Burg sein lassen . . .“

Wenn ich nur vor ihm dort wäre! Mir käme es auf mein letztes Geld nicht an, wenn ich es für die Burg opfern müßte. Ich habe ja noch acht Pesetas.

Wie ist das? Holpert nicht dort vor mir ein kleiner Wagen? O Gott, wenn nur nicht die Sonne gerade im Scheitel stünde! Die

Luft flimmert so arg. Aber ich will darum doch ein wenig schneller gehen.

Nun wirbelt der Staub noch mehr. Man kann ganz vorsichtig auftreten. Es nützt nichts. Eine Eidechse huscht erschrocken davon. Es ist also doch ein Eiselkarren, dem ich nachgepeilt bin. Und nun sitze ich schon neben dem schweisigen Bauern, der den Esel trotten läßt. Auf seiner braunen Samthose ist ein geber Tuchflicken, der mein Auge immer wieder anzieht. Ich ärgere mich über die Müggelstalt des Flickens. Der Bauer hat mir scharfen Tabak gegeben, und ich rauche. Jetzt erst fühle ich, wie sehr meine Füße brennen. Sie scheinen mir doppelt so groß wie früher. Darum ziehe ich Schuhe und Strümpfe aus und lasse die Füße ruhen. Der Bauer nickt. Er fährt noch ein ganzes Stück über Land, weil ihm eine Plane Schatten spendet, und weil er die Gedanken des müde trottenen Esels nicht kennt.

Ein Bach soll rechts von uns fließen, aber ich sehe nicht einmal eine Pflütze, weil es Sommer ist. Ich erfahre nur seinen schönen Namen: Cubillas. Der Bauer fährt bis Santa Fé — heilige Zuversicht! Wie schön klingt das! Aber ich muß vorher abbiegen.

Da stehe ich wieder allein auf dem Wege, der nun breiter und ausgetretener ist. In der Ferne kann ich verschleierte Umrisse erkennen, die mir als Granada erscheinen. Ich laufe jetzt ostwärts und habe die Sonne im Rücken. Das tut den Augen wohl. Eben konnte ich ungesehen einen Feigenbaum plündern und meinen ärgsten Hunger stillen. Gott sei Dank wächst hier wieder etwas. Man ist in der Nähe einer Siedlung. Das Land ist nicht mehr verlassen. Ich erschrecke, als ich das keuchende Gelärm eines Autos vernehme, das sich durch den Staub frißt. Es ist ein Lastwagen, und entschlossen springe ich an ihm hoch.

Bis sie mich bemerkt haben, bin ich sicher ein ganzes Stück näher an Granada herangekommen. Ich erkenne die rote Burg bereits ziemlich deutlich. Die zwei Autofahrer bemerken mich nicht, sie haben mit der Straße genug zu schaffen. Ich hänge an der Planke, und meine Hände krampfen sich zusammen. Bald sterben sie ab. Ich zwinge mich, an nichts anderes zu denken als daran, daß meine Hände die Qual aushalten müssen.

Pötzlich ist Pflaster unter den Rädern des Lastwagens. Ich habe nicht bemerkt, daß wir Granada schon erreicht haben. Weiße Häuser sind zu sehen, und ich lasse mich fallen, stürze auf ein Knie und schürfe

Trost

Jedes Ding war einmal jung,
faltlos und frisch gestrichen,
Nach und nach ist's dann verblühen,
und im Taak gab's Sprung um Sprung.

Die so gar blieb's nicht eripart,
lieber Freund und Kupferstecher,
und du tust als Herzensbrecher
dir allmählich etwas hart.

Tja — was ist da wohl zu tun?
Der verucht es mit Kosmetik,
jener tützit sich in die Ethik
und auf's In-sich-selber-Ruh'n . . .

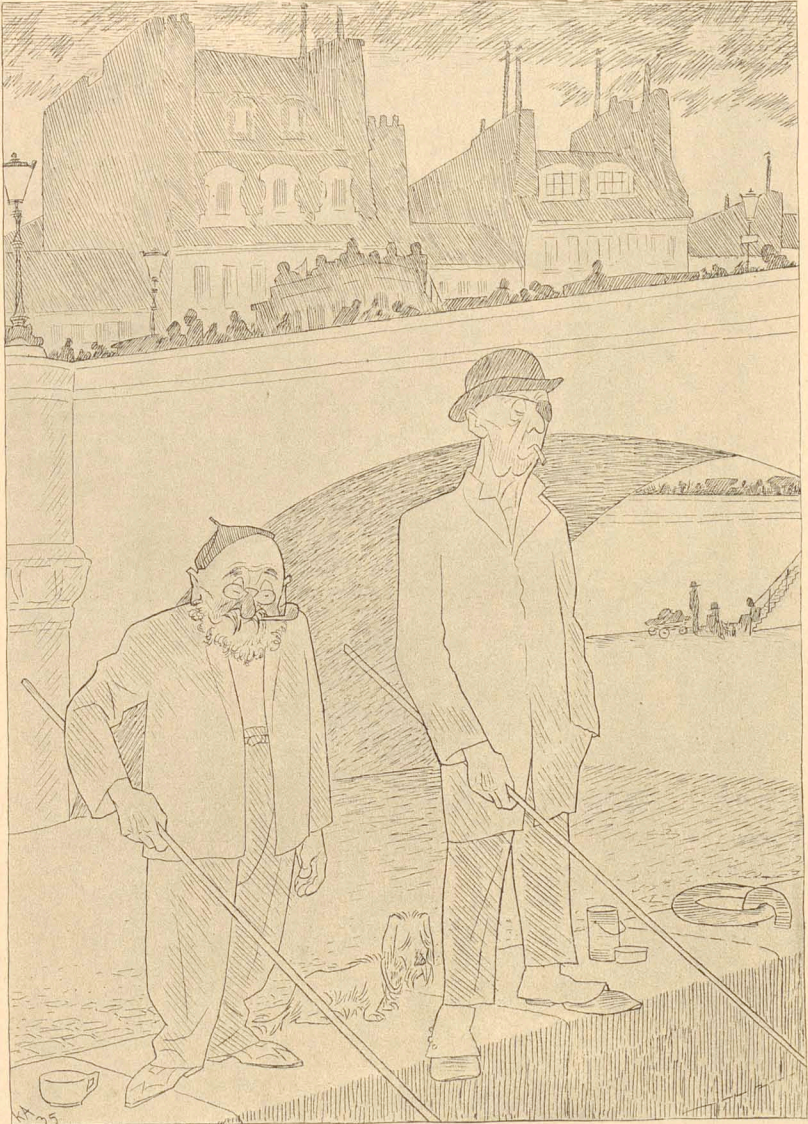
„Aber“ — schluchzt das alte Haus —
„gleichit Weißig von Seelengröße
oder einer Zahnprothese
das, was nicht mehr da ist, aus?“

Nimm als Trost den Keitfag hin:
Jugendfrische blendet jeden.
Aber für Antiquitäten
haben nur die Kenner Sinn.

Nataliebst

An der Seine

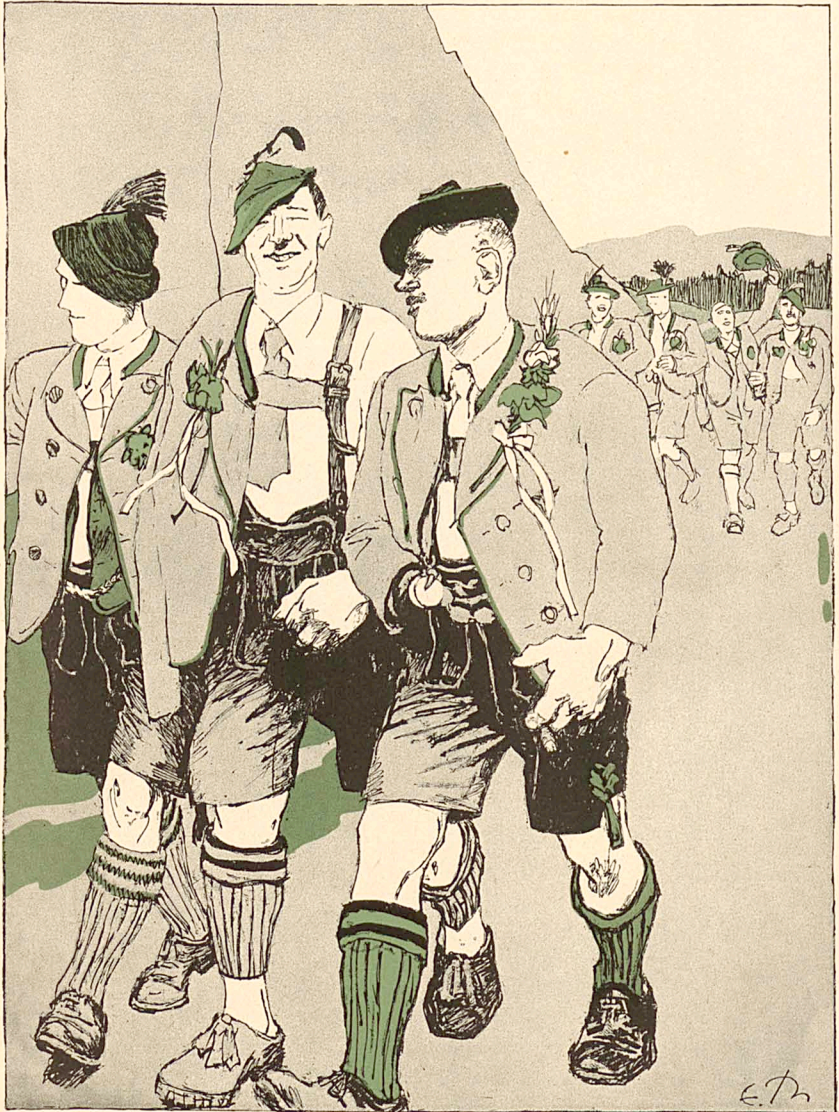
(Karl Arnold)



„Alors, Marcel! Wir machen es wie unsere Diplomatie: im Trüben fischen, bis man eine Dose sardines à l'huile komplett mit Büchsenöffner an der Angel hat.“

Gemustert

(E. Thöny)



„Taugli san ma, Hias! Wos werd dei' Resl sog'n?" – „Net vui! Dös woäß dö scho' lang!“



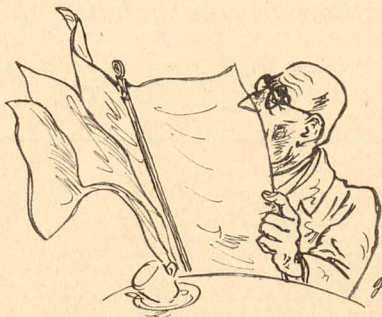
„Teifi, Teifi, die Weltpolitik!“



„Jessa na! Scho' wieder a Erfindung!“



„Gibt's dös aa? Zwoa neue Rekord!“



„Aha, „Anschlußgesuche“! Also, dös muaß ma studier'n!“

Weg auf Granada

(Schluß von Seite 170)

die Haut ab. Es schmerzt. Aber nun bin ich in Granada. Die Schneeberge sind nahe. Ich will rauchen und kann die Zigarette nicht in der abgestorbenen Hand halten.

Die Besichtigung der Burg kostet mich nichts, weil ich über eine Mauer geklettert bin, und weil mich niemand dabei gesehen hat. Der Nachmittag neigt sich schon, und ich streife durch die Säle, will mich am köstlichen Wasser laben, will verzückt unter den Stalaktitengewölben verharren — da ergreift mich die grenzenlose Leere, die Abgestorbenheit dieses Bauwerkes. Wie eine gepflegte Leiche schlummert diese kunstvolle Burg, die Alhambra, auf dem Berg. Das Leben hat sie verlassen. Jeder Saal ist dem anderen verwandt. Die Eintönigkeit der Formen ermüdet und entmutigt mich. Ich bin enttäuscht. Viel, viel

mehr hatte ich erwartet — große Räume, verwilderte Gärten, rote Mauern, aber ich fand Steinschnitzereien, duftige Brunnen, kleine Zimmerchen. Es war alles zu fein für mich, und ich fürchtete mich vor dieser formgewandten Kunst. Darum also hatte ich den Weg durch den Staub gemacht! Da war Cordoba anders gewesen! Dort hatte jeder der alten Fürsten schlecht und recht das hingesetzt, was er hatte zustande bringen können. Hier war der Befehl eines schwachen Herrschers zur Form geworden, die die Menschen kalt und ungriffen ließ. Daran dachte ich, als ich wieder über die Mauer kletterte und nun doch gesehen wurde. Aber ich konnte wieder laufen, den Berg hinab, durch einige Straßen und auf der anderen Seite wieder den Hang empor, auf den Zigeunerberg, den Albaicin. Jetzt konnten meine Hände auch wieder eine Zigarette halten, wenn sie auch noch zitterten.

Da vernehme ich die silbernen Klänge von Knabenstimmen. Eine Tür ist angelehnt. Es ist eine Kirchentür. Daraus dringen die Lieder des Knabenchores und erfüllen mich ganz. Sie lassen mich vergessen, wo ich bin. Die Musik ist so süß, gleichsam als sänge ein Chor von Engeln. Ich denke nicht mehr an die Enttäuschung, an die Burg, an den Marsch durch die brennende Landschaft. Wie ein kühlendes Wasser umfließt mich die verhaltene Musik.

Und da kommt Jan — immer im ungeeignetsten Augenblick, immer dann, wenn man ihn bestimmt nicht erwartet und braucht. Er steht plötzlich vor mir und hat tatsächlich eine Hand in der Hosentasche. „Ganz nett hier . . . Übrigens, ein paar Schritte von hier — Zigeunerlokal. Tolle Musik, sage ich dir — und Tänze . . .“ Ach ja, er schmatzt mit der Zunge. Ich aber frage mich, warum ein Mensch nur immer dann froh sein kann, wenn er allein ist.

HANS LEIP: MISS LIND UND DER MATROSE

Frankfurter Zeitung:

Hans Leip kennt sich an Dord aus, und kennt sich auch sehr in der exquisiten Prosa aus; die Mischung auf dem Papier tut dem Auge und Ohr wohl... Das Ganze ist glänzend geschrieben.

Die schöne Literatur:

Hans Leip fesselt nicht nur mit dem flott vorwärts stürmenden Tempo seiner frischen Darstellung, sondern auch mit der überzeugenden Psychologie seines Matrosenvolkes und des Lumpenproletariats von New York. . . . Das Ganze amerikanischem Fabrikat durch mancherlei deutsche Vorzüge, insbesondere den einen rücksichtslosen Ehrlichkeit bei künstlerischem Geschmack, weit überlegen.



Hamburger Fremdenblatt:

Der hohe Reiz dieses kleinen Romans liegt im Kontrast zwischen Stoff und Dichtung. Die Geschichte einer seltsamen, höchst feinnervigen Liebe, erzählt mit den ungelungenen Worten eines einfachen Matrosen. Subtiles und Grobes sind ineinander gewoben zu einem Gemilde starker Darstellungskunst.

Die literarische Welt:

Für mich gehört dieser Hamburger nun mit Destimmtheit zu den paar Dichtern, von denen ich den großen Roman der nächsten Zukunft erwarte.

Ein Roman von Seefahrt, Abenteuern und einer großen Liebe

Preis des Werkes (142 Seiten mit farbiger Umschlagzeichnung von Olaf Gulbransson) broschiert RM - 80, gebunden RM 1.60 einschließlich Porto und Verpackung
Simplicissimus-Verlag, München 13 / Postscheckkonto München 5802

Sie saßen unter Buchen . . . / Von Ferd. Otto Korthaus

Sie saßen unter Buchen, oder waren es Platanen?

Ich weiß es nicht — die Blätter waren jedenfalls schön grün.
Da sprach er: „Henriette, wollen wir ein bißchen kähnen?“
Und gab sich dran, den Rock sowie das Vorhemd auszuziehen.

Dasselbe nunmehr auch von Henriette zu verlangen,
Das schickte sich wohl in einem so moralischen Gedicht
(Wo zwei nicht wissen, mit dem Nachmittag was anzufangen)
Und ferner auch mit Rücksicht auf den Bootsverleiher nicht.

„Fünf Groschen“, sagte dieser höflich, „kostet eine Stunde!“
Und zeigte auf ein Boot, an dessen Kiel ein Fähnlein stak.
Und wenn ein Windstoß kam, dann las man: „Kunigunde“.
„Fünf Groschen?“ überlegte Henriette und erschrak.

Dann schritten sie zurück zu den Platanen oder Buchen,
Um dort — wie man's in solchem Fall ja auch wohl macht —
Ganz aufgeregt nach seinem Vorhemd und dem Rock zu suchen.
Ich glaube, damit haben sie den Nachmittag verbracht.

Der tote Punkt

Frau J. — ich schreibe ihren Namen nicht aus, da sie als eifriges Zeitungsläserin alle meine Zeitungen bis zur letzten Anzeige durchliest — ist unsere Aufwartefrau. Sie ist Witwe, unbestimmbar Alters, aber noch eine stattliche Erscheinung. Ich wunderte mich daher nicht, als sie eines Tages von einer Bekanntschaft, die sie machte, mit sichtlichem Wohlgefallen erzählte: und von nun an konnte ich tagtäglich die Entwicklung dieser Beziehung verfolgen, bis sie eines Tages freudestrahelnd ihre Verlobung mitteilte. Aber dann hörte ich lange Zeit nichts mehr von dieser Geschichte. „Was ist denn eigentlich mit ihrer Heirat, Frau J.“, fragte ich sie daher eines Tages.

Frau J. stellte den Staubsauger ab und schulterte mit nachdenklichem Gesicht das Saugrohr: „Ja, Herr R., die Sache ist auf einem toten Punkt. Ist er betrunken, dann will ich ihn nicht, und ist er nüchtern, dann will er mich nicht.“
Ihr tiefer Seufzer wurde von dem wiederbeginnen-den Summen des Staubsaugers übertönt.



Kämpfe mit uns
für den Sozialismus der Tat
als Mitglied der NS-Volkswohlfahrt

Am rechten Fleck

Neulich lernte ich einen Kollegen kennen — das heißt, ich kam in einem Lokal, in einer Künstlerkneipe natürlich, mit einem Nachbarn ins Gespräch. Und da sagte er mir, er sei Maler. Ich sei auch einer, sagte ich — und seitdem trafen wir uns fast alle Tage. Der Kollege hatte zwar am langen Hals eine mächtige Künstler schleife hängen, sprach aber kein Wort von oder über Kunst; und das gefiel mir.

Eines Tages sah ich ihn in einem Laden, der eben „renoviert“ wird: in weißen Kittel, weißer Hose, allüber voll weißer Spritzer, den großmächtigen Malerpinsel in der Hand. Ganz überrascht geht ich zu ihm hin, und er sagt mir: er „weiß“ eben diesen Laden (was ich ja eigentlich ohnehin schon sah). Da red' ich von miesen Zeiten und der harten Existenz der Künstler und was man nicht alles anfangen, um seine „Künstlerlaufbahn“ so durchzubeißen. Er aber schaut mich groß an, als hielt er mich für nicht ganz richtig im Hirn — und sagt: „Wieso? Ich bin doch Maler . . .!“

Die kleine Festlichkeit ging zu Ende. Es war spät in der Nacht. Während die Musik schwieg, sprach ein schwarzhaariger Mensch mit verwittertem Gesicht von der Empore zu der Menge, die sich über den engen Saal hin zerstreut hatte. Nur wenige hörten ihm zu.

An einem Tisch, der vor der schmalen Fensterreihe stand, saß Klarissa mit ihrer Mutter und den beiden Brüdern. Sie lächelte abständig, wobei sie den Unterkiefer ein wenig vorschob, so daß ihre schönen Zähne zu sehen waren. In diesem Augenblick bemerkte sie Lukas. Sein Blick begegnete dem ihren, der gleichmütig blieb.

Seit der Zeit, wo Lukas in dem Dorfe an den Berghängen lebte, war sie ihm oft schon aufgefallen. Meist fuhr sie auf einem Rad. Aber das einzige, was sie tat, wenn sie seiner ansichtig wurde, war, daß sie sich straffer in dem Sattel aufrechtete. Knapp nur erwiderte sie seinen Gruß. Seine Tischgenossen hatten ihn nach und nach verlassen. Schließlich saß er allein vor seinem Wein, den er gedankenlos trank. Das Mädchen, auf das er den Abend hindurch gewartet hatte, war ausgeblieben.

Nun ging auch Klarissas Mutter, nachdem sie einige Worte noch mit ihr gewechselt hatte. Die Brüder führten sie die Treppe hinab und blieben unten in der Schankstube. Ein langer, hagerer Bursche mit kühnem Gesicht setzte sich bald auf dem Mädchen. Er winkte die Kellnerin herbei, die gleich darauf eine große Kanne Wein brachte. Als er Lukas allein sah, bat er ihn zu sich.

Dieser blickte unschlüssig. Dann aber erhob er sich langsam und ging hinüber zu den beiden. Klarissa, in deren Antlitz noch immer der Gleichmut stand, blickte ihn kurz an. Lukas verneigte sich leicht vor ihr, nannte seinen Namen und bat sie, sich setzen zu dürfen. Sie senkte unmerklich den Kopf. Der Bursche schenkte Lukas ein und hob sein Glas. Auch Klarissa hob ihr Glas, trank jedoch nicht. Der gastfreie und ein wenig trunkene Jüngling redete indes ein mit seinem Zeug, daß Lukas sich sogleich aufzubrechen entschloß. Er stand auf und sagte einige nichtige Worte. Als er aber plötzlich einfiel, wie sich ein kleiner Fuß kräftig auf seinen Schuh stellte, setzte er sich wieder.

Klarissa?, dachte er erstaunt, Klarissa, du? — Eben bat sie ihren Nachbarn um eine Zigarette. Dieser suchte vergebens in seinen Taschen und ging schließlich hinunter in die Wirtsstube, um sich neuen Vorrat zu holen.

Lukas legte seine Hand auf den etwas klebrigen Tisch und sah Klarissa voll ins Gesicht. Sie hatte ihren Mund geschlossen. Ihre Lippen zitterten leicht.

„Erinnerst du dich noch, wie du im letzten Sommer einmal in dem Garten vor meinem Fenster graben hast?“ fragte Lukas das Mädchen verloren. Unwillkürlich hatte er das vertrauliche Du gebraucht. „Eine alte Frau war bei dir. Es war an einem heißen, stillen und weiten Nachmittage. — Damals habe ich dich sehr geliebt.“

„Es war meine Großmutter“, entgegnete Klarissa leise und legte ihre Hand auf die seine. „Ja, und dann kam Loni zu mir, die heute ausblieb.“ — „Ich habe davon erfahren, Lukas“, lächelte sie müde und umklammerte mit ihren Fingern fest seine Hand. „Aber jetzt, Klarissa, liebe ich dich, nur dich allein.“ Er preßte seine Beine hart gegen

die ihren und neigte den Kopf. Vorn im Saal spielte die Kapelle noch einmal, und Klarissa nahm den Takt mit ihrem Körper auf. „Ich habe es all die Zeit gefühlt, Lukas“, sprach sie verträumt. „Willst du am Montagabend vor dem Hause sein, Klarissa?“ Leise löste er sich von ihr. „Mittwoch, Mittwoch“, flüsterte sie und gab zögernd seine Hand frei.

Der Bursche kam mit den Zigaretten und entschuldigte sein langes Ausbleiben. Lukas verabschiedete sich. Vor dem Dorfe wartete die kleine Margot auf ihn. „Margot“, lächelte er und küßte ihren Mund, daß es das Mädchen wonnig schauerte.

Schon in der Frühe des Mittwoch regnete es, und

am Abend setzte der Regen gar noch stärker ein. Der Weg vor dem Haus war ein einziger verschlammter Bach. Lukas wartete lange am Fenster. Klarissa kam nicht.

Er sah sie drei Tage später, als sie ihr Rad am Hause vorbeischob. Fröhlich lachte sie zu ihm hinauf.

Auf einem Tanzfest begegnete er ihr wieder. Sie sah ihn unentwegt an. — „Warum bist du an jenem Mittwoch fortgeblieben?“ fragte er sie während eines Tanzes. „Es regnete doch“, entgegnete sie. „Und wann wirst du jetzt kommen?“ — „Niemals“, sie schüttelte heftig den Kopf. Der Tanz war zu Ende. Lukas trank langsam sein Wein leer und tanzte dann noch sam seinen Wein leer und tanzte dann noch

(Schluß auf Seite 176)

Dunkle Pläne

(R. Kriesch)



„Bal nur amal d' Mannsbuider d' Windeln wasch'n tat'n!“ — „Dös waar recht! Na müassa't'n 's nächst' Mal aber glei' Zwilling her!“

Empfehlenswerte Gaststätten

BERLIN:

Kottler
Zum Schwanenwirt
Märkerstr. 91
Die original söd-
deutsche Gaststätte

BERLIN:

Kottler Zur Linde
Narburger Straße 2
d. Tauentzienstraße
Das Berliner
Kömmter-Lokal

Inseriert ständig im **Simplicissimus!**

Des Deutschen

Michels Bilderbuch

Kartoniert RM.—70

Simplicissimus-Verlag

München 13

Ein Dokument der Inflation und Korruption

Berliner Bilder

von Karl Arnold • Kartoniert Bk. 1.50 franko

Gegen Voreinsendung des Betrages portofrei.

Simplicissimus-Verlag / München 13

Elisabethstraße 30

Zeitungsauschnitte

liefert:

Adressen

schreibt:

Wurfungen

erledigt:

für Sie

Adolf Schustermann

Fernruf 7 7, Janowitz 5116, 5117 und 5811

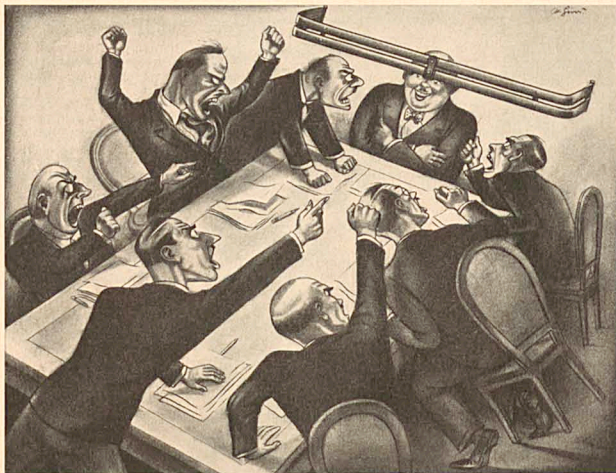
Druckschriften bitten wir anzufordern!



MÄSKORSETTS
Zu den Herkulesfiguren
Hasekorsett z. Figurverkleinerung
Damenweibchen, Seidenkopon
Kunstl. Frauenbüste, D.E.M.H.
Reise Kasse, Berlin W 33, Holzmarkt 35

Ein Mann mit Humor —

(Ch. Girod)



— an ihm prallt alles ab . . .

Lukas und die Mädchen

(Schluß von Seite 176)

einmal mit ihr. „Darf ich wissen weshalb, Klarissa?“ — „Weil Sie eine Frau aus der Stadt gehören, Lukas.“ Sie blickte über den Ring an seiner Linken. Ihr Gesicht war ernst. „Könntest du mir je mehr geben, als es dein Händedruck war, Klarissa?“ — „Ich bin keine Loni, Lukas.“ Lukas geleitete sie lächelnd zurück. „Hier ist mein Tisch“, sagte sie plötzlich kühl und bestimmt. Lukas verbeugte sich und verließ langsam den Saal. Wieder wartete vor dem Dorfe die kleine Margot auf ihn. — „Margot“, sagte er dankbar. „Ich werde immer auf dich warten, auch wenn du zu den anderen gehst“, flüsterte das Mädchen voller Demut. Von der Ebene herüber glänzten die Lichter der Stadt, darin die Frau schlief, an die Klarissa ihn erinnerte hatte.

„Ich weiß, daß sie jetzt lächelt, Margot“, sagte er nachdenklich, „aber niemals noch war sie meiner gewisser als in dieser Nacht.“ Ein Käuzchen schrie klagend, und wie von weither spürte er die Arme des Mädchens, das vor des Vogels wehem Ruf bei ihm Schutz suchte.

Lieber Simplicissimus!

An unserem „Schwarzen Brett“ fand sich folgender Anschlag:

„Da in letzter Zeit der Verbrauch an Klosettpapier ein außergewöhnlich großer war, so sehen wir uns gezwungen, Sparmaßnahmen zu ergreifen. Es werden von jetzt ab nur sechs Blatt pro Gesäß und Tag zur Verfügung gestellt. Die Materialienverwaltung.“

Wahre Geschichte

Wir haben Besuch aus Chikago. Schwägerin Ingrid ist da, mit Kind und Mann.

Die deutsche Verwandtschaft ist nach Bremen gerufen worden, und Ingrid und Familie werden, wie es sich gehört, festlich empfangen. Abends sitzen wir im „Flett“, einem halb niederländisch-antiken, halb wortschwedisch-modernen Bierlokal. Oben auf den Borden stehen uralte Krüge aus Ton und Zinn, und Ingrid hat bald entdeckt, daß das etwas anderes ist als das, was man in Chikago unter Antiquitäten versteht. „Joanderfull“, sagt sie und nimmt so einen Krug herunter. „Aber uoas für ein merkwürdiges Bild ist darauf?“ Da fängt Onkel Paul, Pastor primarius in Dessau, an, sich zu räuspern. „Das Bild“,

Wiegenlied

Nat ich dir nun Flug und froh:
„Gute Nacht, gib Ruh“,
sprichst's in Frankreich irgendwo:
„Bonne nuit, mon chou.“

„Gute Nacht!“ Betört der Klang
deine Müdigkeit,
hör' ich, wie's in England sang:
„Shut your eyes, good night!“

Sie begrüßen neues Licht,
wie's auch lauten mag,
lockt's am Morgen still und schlüch:
„Wach auf! Guten Tag!“

sagt er, „ist die Wiedergabe eines Holzschnittes aus dem fünfzehnten Jahrhundert und soll eine Verkörperung des ewigen Lebens darstellen.“ „Des ewigen Lebens?“ runzelt Ingrid die Stirn. „Jawohl“, fährt Onkel Paul fort, „es ist eine allerdings recht phantasievolle und drastische Ausmalung des Jenseits.“

„Oh no“, sagt da Ingrid, und in ihrer Stimme liegt offensichtlicher Unmut. „Ich glaaube necht on ein Dschenseits und necht an ein Fortleben nach dem Tode.“

Die Tafelrunde wird verlegen. Ich stoße Ingrid an und mache eine Kopfbewegung nach Onkel Paul, dem Pastor, hin. Aber Ingrid ist viel zu lange in Amerika gewesen, als daß sie den Sinn einer solchen Aktion begriffe.

„No“, fährt sie fort — und jeder fühlt jetzt: es ist nicht Ingrid, die hier spricht, sondern es ist Amerika — „Ich bin dschetzt forty-two Dschahre alt, und es hat mir noch necht geschadet, daß ich necht an das Dschenseits glaaube. Ich weiß auch gar necht, uoarum man daran glaauben soll, necht uoahr? Ich finde es ganz verkeert, den Kindern so etwas zu erssählen. Denn wenn man nun tot ist, und es gibt gar kein Dschenseits, und man ist gar necht da, uo man sich hingewünscht hat, dann — —“ Ingrid macht eine Pause.

„Ja“, lächelt Onkel Paul, „was dann?“ „Dann“, fährt Ingrid fort, und es ist auch nicht das leiseste Zögern in ihrer Stimme, „dann ist man doch enttäuscht, necht uoahr?“

Hans Riebau

Kleine Bemerkungen

Die einzige Möglichkeit, die Welt zu verbessern, ist, sie nicht zu verschlechtern.

Der Himmel der Menschen ist immer so groß wie ihr Horizont.

Verkümmerte Organe haben leicht asketische Ideale im Gefolge.

oha

Marianne und die Verständigung

(W. Schulz)



„Ich esse keine Suppe! Nein!
Ich esse diese Suppe nicht!
Nein, diese Suppe ess' ich nicht!“

Sieben Jahre lang hatte Philipp die Fässer auf die Kreuzbank gehoben, den Keller in stand gehalten, den Postkasten betreut und die Fremden über Land gefahren. Dann war das junge Schankmädchen ins Haus gekommen, und Philipp hatte ihr jeden Tag einmal, wenn er das erste Faß am Morgen auf die Bank stellte, die Hand auf die Schulter und den weißen Rückenaußenschnitt gelegt. Einmal hatte Therese seine Hand ohne alle Weiden geschüttelt, einmal hatte sie das weiche Haar leicht gegen seine Hand gepreßt, und nach der Zeit dieses stillen Werbens hatte sie ihn das rechte Wort der Liebe gelehrt, weil er gut war zu ihr.

Vielleicht hatte er gar nichts, als den Lohn des Hausknechts, und gar keine Klugheit, als die des geduldrigen Wartens. Aber Therese war mit dem zufriedene. Sie konnte mit ihm warten auf eine andere Zeit, die ihnen beiden mehr zu geben wußte, von der Liebe mehr und von dem anderen mehr, was der Liebe erst den Weg schuf, daß sie vor den Menschen gelten durfte. Wenn Philipp am Morgen das erste Faß auf den Kreuzbock stellte und wenn er die Hände wieder trocken gewischt hatte an der grünen Hausknechtsschürze, dann legte er eine Hand an den Körper des Schankmädchens, und an den sonnenblanken Tagen mit der stillen Freude auch noch eine zweite Hand. Therese drehte ihm das Gesicht zu, still und demütig wie die Menschen, die ganz gut oder ganz schlecht sind. Und sie lachte manchmal leise auf ihn ein, wenn er von seiner und von ihrer Zukunft sprach, die mehr bringen sollte als das kleine Hausknechtsleben, ein bescheidenes Haus vielleicht und einen Acker — vielleicht?

So, bei diesem Reden in der leeren Gäste-stube, wurden sie einmal betroffen von der Frau, die allein hier allen zu befehlen hatte. Philipp nahm die Hand weg von den weißen Schultern, und die Hände streiften dann ganz überflüssig über das grüne Schürzchentuch. Therese rief hastig die Gläser blank, und die Wirtin sagte freundlich, alzufröhlich: „Guten Morgen!“ Diesen Gruß fand Philipp überflüssig und sinnlos, er verstand ihn und die blanke Freundlichkeit auch dann noch nicht, als Therese eines Morgens nicht mehr an ihrem Platz hinter dem Schanktisch stand, auch dann noch nicht, als die Frau, die wahrhaftig nicht häßlich war, ihm ganz so wie Therese ehemals die Schultern bot.

Er war doch groß. Er war von einem ehrbaren Vater in diese Arbeit gestellt worden, weil es bei aller Ehrbarkeit eben nicht zu anderen Dingen als zu einem Hausknechtsplatz reichen wollte. Er war ein Mann, den auch andere Mädchen ernstlich ansehen hatten, nicht bloß die Therese, und nicht bloß die — Frau. Sie war ja noch nicht Frau. Was zum Haus, zur Wirtschaft und zum Hof gehörte, das wartete alles noch auf den Mann, der diese Dinge nehmen durfte und mit ihr alles an Besitz. Philipp nun durfte sie nehmen, aber er ver-

stand alles nicht, was mit ihm geschah und um ihn her zurechtgelegt wurde. Er verstand nicht, warum Therese vom Schankplatz hatte gehen müssen, er verstand den Willen der Besitzerin nicht, bis er einmal am Morgen nach dem Gruß und nach dem Händewaschen ganz vergesslich die Hand auf die Schulter legte, die sich ihm genau so bot wie die anderen, die schmaleren Schultern früher.

Acht Wochen später gehörte Philipp dieser Frau. Sie hatte ihn gewollt, sie hatte mehr an großen Dingen, um die Philipps Sehnsucht ging, vor ihm breiflegen können. Ein wenig riß sich die Bosheit der Menschen an der Ungleichheit dieser Ehe, aber die Menschen — die anderen — spöten immer, sie lächeln immer, und ihr Lächeln wird dann hämischer, wenn auch der Neid noch untergründig mitlacht. Nichts an allem war unrecht, alles war gehörig geschehen, und niemand durfte dem Willen der Frau widersprechen, wenn sie sich nach ihrem Recht einen Mann gesucht hatte, diesen Mann, der bloß Hausknecht gewesen war. Nie war zwischen den beiden gesprochen worden über die andere, die das erste Recht gehabt hatte auf den Mann. Die Frau, weil sie klug war, hatte geschwiegen, und Philipp, weil er treu war, hatte das Schankmädchen einmal noch still und geheim aufgesucht, um alles mit ihr zu bereden.

„Eigentlich habe ich doch dich heiraten wollen“, sagte er freudig. „Ja, und das willst du nun nicht verstehen, weil ich doch die andere geheiratet habe. Aber es ist doch so.“ Therese ließ ihn reden, und sie nahm den Kopf nur ein ganz klein wenig weg, als er wie immer die Hand auf die Schulter legte. Darüber wunderte sich

Philipp, der mit dem Überdenken aller Dingen immer zu spät nachging, er wunderte sich über alles, weil sich Therese als Mädchen nicht, weil das ganz recht und richtig war, daß ein verlassenes Mädchen weinte. Aber dieses behutsame Hinneigen zu seiner nur gedankenlos strichelnden Hand sagte mehr von diesem Weinen und von der großen Liebe, die keinen Vorwurf sprechen konnte. „Es war doch nicht ganz recht von mir, ich weiß ich, Therese, es war nicht recht. Du sollst den Kopf nicht schütteln, wenn ich es sage. Es war gar nicht recht. Dann werde ich also — dann muß ich wohl dir treu bleiben.“ Er sagte das wie ein großes Kind.

Und weil Therese mit einem seichten Lächeln über alles wegging, stapfte Philipp langsam davon und blieb recht und treu an der Seite seiner Frau, die ihn doch auch der Liebe wegen zum Mann verlangt hatte und mehr geben konnte als die Therese von der Schenke.

Manchmal kam es so in den Jahren her-nach, daß das immer frohe und stets gleiche Lächeln im Gesicht der Frau enger und dünner wurde. Es kam manchmal so, daß die Frau hinter fest geschlossenen Lippen etwas Ungefragtes behielt, denn der Mann, der gar nicht stattlich und mit aller Dienstreue ein anderen Platz ausgefüllt hatte, trug neben ihrem Lachen her etwas durch die Ehe, was nie gesprochen werden durfte. Draußen dem Hofplatz, hie und da bei einer großen Fahrt, auf den sommerdürren Feldern, da lachte es manchmal noch auf dem Mann wie früher, so froh und so sorglos, wie nur ein Knecht lachen kann, dem noch niemand die ganz große Sorge aufgeladen hat.

Wenn von diesem Lachen ein flüchtiger Ton sich verfling unter der verrußten Balkendecke der Gäste-stube, dann fragte die Frau in sich hinein, dann quälte sie sich vielleicht, aber nie fand sie ganz in das abwegige Denken des Mannes hinein, den sie mit dem Recht des Besitzes und mit dem anderen Recht einer lachenden Schönheit an sich genommen hatte.

Philipp ging durch das Schöne und durch das Bittere mit ihr, und sein Leben blieb in allem der Frau treu, in allem wenigstens, was sein Tun ausmachte. Sein Denken, das immer schwer und sorgsam sich durch alle verdrehten Dinge des Lebens gewunden hatte, blieb manches Mal noch stehen bei einem wirren Versprechen, das er dem Mädchen von der Schenke gegeben hatte beim letzten auf-sagen. Dann aber, wenn er selbst sich auf solchen Wegen ertappte, war er dem Haus und seiner Frau gegenüber wieder doppelt einsichtig und treu. Kein Mensch lachte mehr, die stillen glücklichen Menschen gaben ihnen keinen Anlaß mehr zum Lachen, ihr Weizen wuchs, und ihr Bier war gut, der Balkenspruch in der Gast-stube sagte ein Wort von der großen Zufriedenheit und von der Liebe. Die Jahre, die mit der Liebe begonnen hatten, glitten in die Dinge der Zufrieden-

(Hilla Osswald)

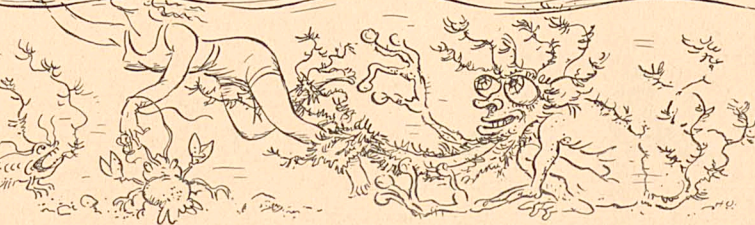
Stübsummer

Sommer hat die grünen Tore
Weit und mächtig aufgetan,
Und wir dürfen ihm im Chore
Ausgelassener Vogel nahn.

Festlich breitet der Holunder
Seine Kelche in den Tag,
Tausend bunte Blumenwunder
Gleihen hinter jedem Ha.

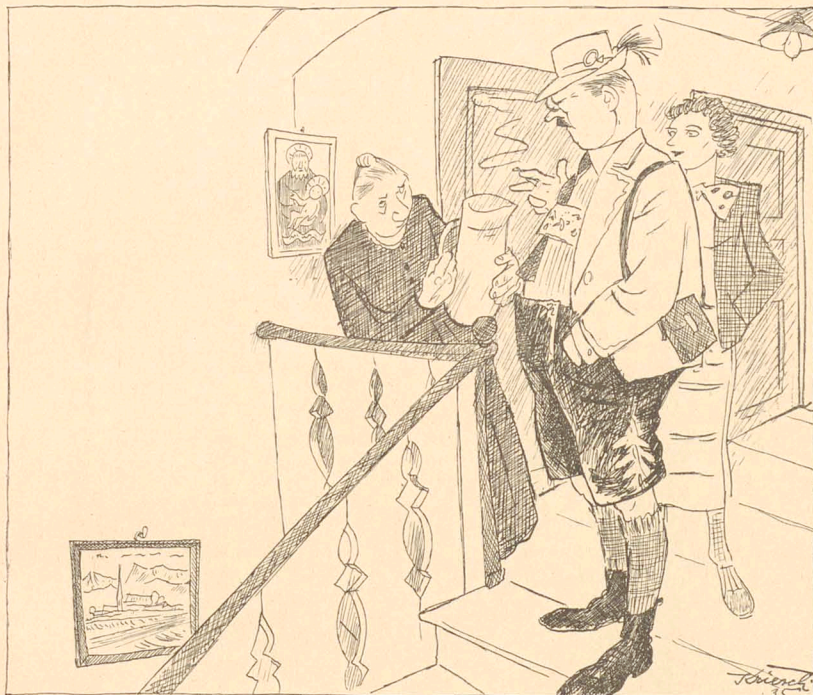
Blaue Ferne, Duftimpfomen,
Lacht mit altem Zaubergruß,
Daß ich wie ein Tor verkommen
Wieder gläubig hoffen muß.

Emanuel von Bodman



Vorschlag zur Güte

(R. Kriesch)



„Na, von wejen Landruhe! Det war 'n vadammtes Froschjequake heute nacht! Können Se da nich Abhilfe schaffen?!“ — „Ja mei — müaß'n halt dö Herrschaft'n d' Frösch fanga . . .“

heit hinein, das Haar der beiden Menschen wurde heller, die Frau fand fingerbreite graue Streifen und lachte darüber, der Mann sah im Spiegel die Schläfen weiß werden und grämte sich deswegen. Die Jahre hatten die Balkendecke einen Schein dunkler werden lassen, und an einem Tag drückten sie die Frau sorgsam in die Kissen des letzten Bettes, Philipp, der ein Leben lang gut zu ihr gewesen war, weinte still in sich hinein, als er das Leid des Sterbens sah. Er hatte sie lieb gehabt seit dem, seit damals, und sie hatte ihn lieb gehabt.

„Philipp“, die Frau drehte sich ihm ein wenig zu, „Philipp, mach dir keine Vorwürfe später, wenn du — na, du weißt es schon!“ Nein, er wußte es nicht, er plagte sein Denken ab, aber er fand nicht dorthin, wohin er gewiesen wurde. „Es ist schon recht, Philipp. Wenn du das ganze Leben lang doch der anderen treu geblieben bist!“ Ihr Mund wurde eng, und er sagte nach dem nur noch ein paar unwichtige Dinge.

Vielleicht — dachte Philipp — hat nun auch Therese schon graue Streifen im Haar. Mit einem seichten Lächeln, das halb Glaube und halb Abwehr gewesen war, hatte sie ihm damals geantwortet, und jetzt erst durfte das Leben wieder dort beginnen, wo es damals aufgehört hatte. Ein ganz klein wenig Treue war dazwischen gestanden, und gar nichts mehr an der großen Treulosigkeit war bitter.

Glück

New York, Broadway.
Yankee trifft Doodle.

„Was macht Smith?“

„Der hat wieder mal Glück gehabt!“

„Wieso?“

„Würde von Gangstern überfallen, hatte aber eine Stunde vorher sein ganzes Geld in die Bank gebracht; verlor also faktisch nichts als sein Leben!“

Stilblüten

Aus einem Polizeibericht: „Der Pfarrer hält den Beschuldigten für einen frechen Menschen, aber für geistig normal, da er während der Predigt meist schliert.“

Aus Max Herrmann, Selbsterlebtes im Weltkriege 1914—1918, Halle 1925: „Einmal wurden zehn Bomben auf einmal abgeworfen. In den Kellerräumen wurde der Schutz Gottes von den zitternden Einwohnern angerufen. Das Ergebnis wurde amtlich nicht bekannt gegeben.“

Aus dem Feuilleton „Karwendel“, erschienen in der „Neuen Freien Presse“, Wien, am 5. Juni d. J.: „Kein Tropfen gültigen Wassers läutet auf glühender Felsplatte, keine Quelle zündet ein fröhliches Feuerchen an.“

Lieber Simplicissimus!

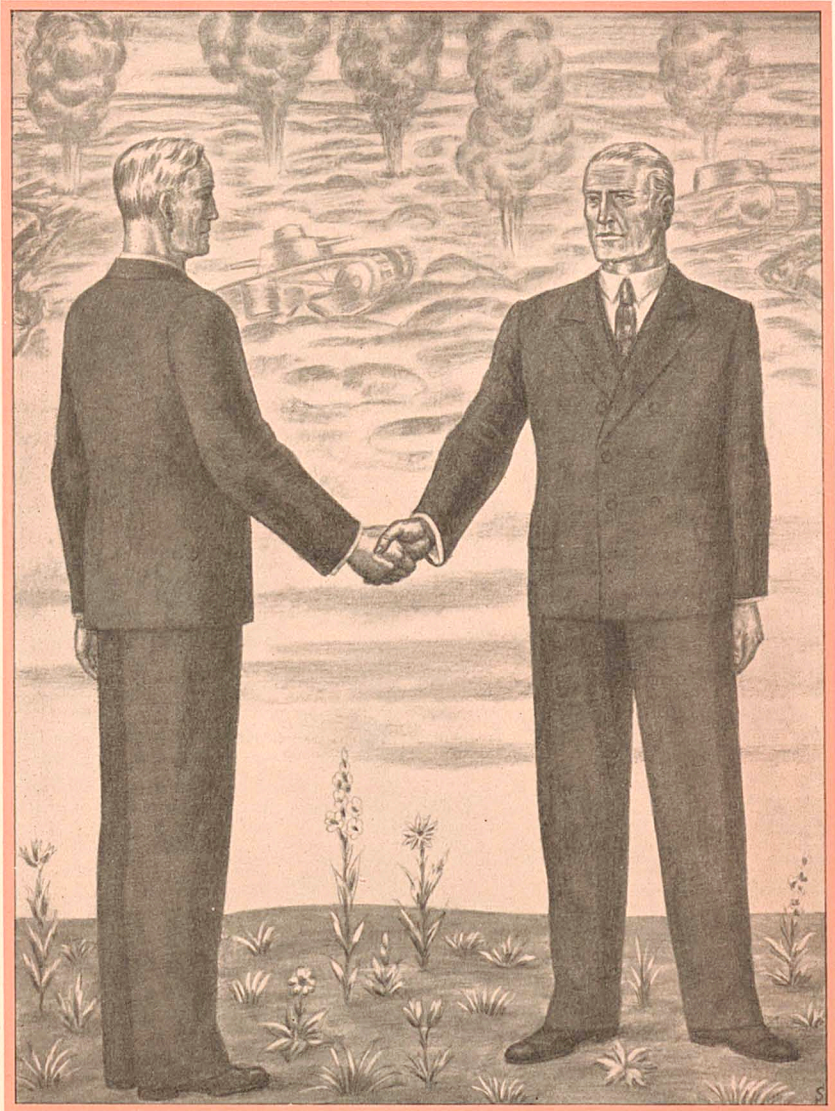
Nach der Entscheidung des Reichsgerichts vom 28. Januar 1935 — 2 D 10/35 (Deutsche Justiz, 1935, S. 718, betreffend § 42b StGB, Unterbringung von Querulanten in einer Heil- und Pflegeanstalt?) kann „darin, daß Beamte oder Behörden überhaupt zu einer Tätigkeit veranlaßt werden, daß ihre Arbeitskraft in Anspruch genommen wird, eine Gefährdung der öffentlichen Sicherheit regelmäßig nicht gefunden werden.“

Nach Predigt und Liedervors hörte man gestern unsern Pfarrer sagen: „Der Gemeinde ist folgendes bekanntzugeben: Die Einlage vom letzten Sonntag betrug 17,29 RM.; außerdem bei einer Trauung 5.— RM. mit der Beschriftung: „Dank! Der Herr hat uns erlöst von dem Übel . . .“

„Was“, sagt neulich einer im Fleischladen zu einem andern Kunden. „Sie nehmen für eine so große Familie so wenig Fleisch? Reicht denn das?“ — „Es genügt vollständig“, antwortet der andere. „Meine Schwiegermutter kann kein Fleisch essen, meine Frau mag kein Fleisch, und meine Kinder brauchen noch keins. Und für mich — für mich reicht ein Pfund ganz gut.“

Frontkämpfer treffen sich

(E. Schilling)



Sie haben die Hölle des Krieges erlebt.
Sie haben gerungen, gelitten, gebebt.

Krieg oder Friede — was ist uns gemäß?
Sie sind die Richter in diesem Prozeß!